

KALONYMOS

Zu den „Becherreden“ nun der Pokal

*Gedicht von des geliebten Vaters eigener Hand
geschrieben und bei einem schönen Familienfeste
gesprochen. – Hebet das Gedicht auf geliebte
Kinder, und haltet den Pokal in Ehren.*

Gesandt von der Mutter am 20/4/831

Otto

Was den Ältern aus fernem Land
Dankbare Liebe vor Jahren gesandt,
Soll ihnen selbst für alle Zeiten
Innige Lust und Freude bereiten.

Wahrlich! als Gott den schweren Beruf
Eines Lehrers auf Erden erschuf,
Reicht' als Ersatz er von seinem Thron
Dankbare Liebe allein ihm zum Lohn.

Aber auch uns soll des Bechers Schein
Schönes Symbol der Hoffnung sein.
Wie er durch silberne Hochzeit entstand,
Knüpft er auch fester das rosige Band.

Drum soll von heut' an Gesetz es uns sein,
Jeglichem Paar im Familienkreise
Bringe, gefüllt mit deutschem Wein,
Dieser Pokal ein: Glück auf! zur Reise.

Mögen, so bitt' ich vom milden Geschick,
Jegliches Mühsal mit Lust sie besingen,
Aus dem Pokal in mächtigen Zügen
Freude sie trinken und dauerndes Glück!



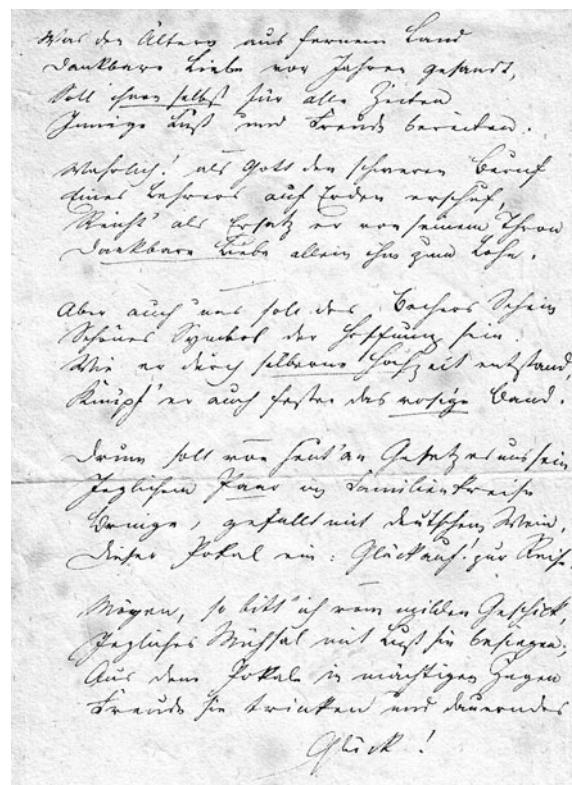
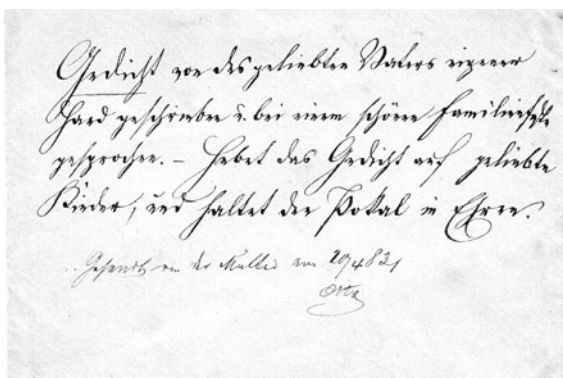
Dem verehrten Ehepaar
S. M. Ehrenberg und
Henriette Ehrenberg
zur Feier ihrer silbernen
Hochzeit am 13. Oktober 1833
ihre dankbaren vormaligen
Zöglinge



Unser Dank geht an
 Heinz Ehrenberg, der am
 2. Oktober den 100. Geburts-
 tag begehen wird.

Für die Hinweise und Abbil-
 dungen danken wir
 Hans und Helga Isenberg.

Zu den „Becherreden“ von
 Franz Rosenzweig und
 Rudolf Ehrenberg siehe
 Kalonymos 16 (2013), Nr. 2
 sowie 20 (2017), Nr. 1.



Ehrenberg, Samuel Meier, Erzieher und einer der Füh-
 rer der Reform in Nordwestdeutschland, Mitkämp-
 fer Jacobsons, geb. in Braunschweig 1773, gest. in
 Wolfenbüttel 1853, wurde Zögling der Wolfenbütteler
 Samsonschule, deren „Inspektorat“ er nach 13
 Jahren Hauslehrertum und Selbstbildung 1807
 übernahm, um aus der Jeschiwa mit vier Wochen-
 stunden Rechnen und Deutsch eine moderne, zu-
 letzt ganz talmudlose, jüdische Realschule zu ma-
 chen, deren Leitung er 1846 seinem Sohne, Dr.
 Philipp Ehrenberg, vererben konnte. Aus der Schu-
 le gingen hervor I.M. Jost, der ihm sein großes Ge-
 schichtswerk widmete, und L. Zunz, der seine Bio-
 graphie schrieb. Mit beiden stand er – „das kleine
 Licht, an dem Ihr Euch entzündet habt“ – in fort-
 dauerndem regem freundschaftlichen und brief-
 lichen Austausch über alle Fragen der deutschen
 und jüdischen Zeitgeschichte.

Franz Rosenzweig

S. M. Ehrenberg war Großvater von Richard E. (Na-
 tionalökonom, 1857–1921) und Victor E. (Jurist,
 1851–1929) und Lehrer von Leopold Zunz, dem
 „Vater“ der Wissenschaft des Judentums, der auch
 1854 das Buch „Samuel Meier Ehrenberg“ publi-
 zierte. Das von Franz Rosenzweig verfasste Bio-
 gramm erschien im Jüdischen Lexikon, 1928.

Wege einer Tora, Wege des Lebens

Werner Weinberg

Am 13. Oktober 1975 übergab ich während eines Gottesdienstes aus Anlaß der Jahrhundertfeier des Hebrew Union College in Cincinnati der Synagoge dieser Hochschule eine Tora-Rolle. Die Professoren bekleideten sie mit einer kostbaren roten Samthülle, die das Symbol der Jahrhundertfeier trug, die Studenten verzierten sie mit einem Zeiger in Filigranarbeit, die Angestellten der Verwaltung bekronen sie mit silbernen Glöckchen. Es ist eine ganz besondere Tora, und ich will hier ihre Geschichte erzählen. Man möge mir verzeihen, wenn ich im Verlaufe dieser Erzählung auch von mir selber spreche, denn das Schicksal dieser Rolle ist unauflöslich mit meinem eigenen verknüpft.

Ich wurde am 30. Mai 1915 in der kleinen westfälischen Stadt Rheda geboren. Mit ihrer Umgebung bildete sie ursprünglich eine der vielen winzigen Herrschaften, die von einer Fürstendynastie regiert wurde, deren Schloß, mit Wallgraben und Türmen versehen, immer noch das beherrschende Merkmal der Stadt ist.

Es gibt Urkunden darüber, daß seit dem 16. Jahrhundert Juden in Rheda gelebt haben. Es waren „Schutzjuden“, deren Zahl, Aufenthaltserlaubnis und Beschäftigung von der wechselnden Gunst des regierenden Fürsten abhing. So verbannte im Jahre 1684 ein Fürst, gedrängt von der Krämergilde, die Juden aus Rheda; während 1781 ein anderer seinen Juden erlaubte, eine Gemeinde zu bilden, und ihnen sogar die kostenlose Benutzung eines Hauses in den fürstlichen Gärten für ihre Gebetsversammlungen gestattete. Im Jahre 1807 trat ihnen wieder ein anderer Fürst eine Ecke des Gartens ab für eine Synagoge und ein Schulgebäude. Jedoch verschleierte er diese freundliche Tat dadurch, daß er den Platz zunächst an den Bürgermeister verkaufte, der ihn seinerseits wiederum den Juden weiterverkaufte – beide Transaktionen zu geringen Preisen.

Die Synagoge wurde 1808 vollendet, ein bescheidener Bau, im Stil nicht wesentlich verschieden von den Bürgerhäusern der damaligen Zeit. Anscheinend sind nur ein paar Photographien vom Inneren jener Synagoge erhalten geblieben, so etwa diejenige, die mich auf der Bima zeigt, wie ich den Kiddusch-Becher emporhalte, und eine andere, auf der man einen der antiken Messingleuchter sieht, die an den Wänden hingen.

Das Schulgebäude wurde einige Jahre später fertiggestellt. Im Laufe der Zeit traten die Familien der Nachbargemeinden Wiedenbrück und Herze-

brock der Kehilla Kedoscha Rheda bei, und es wurde ein jüdischer Lehrer angestellt, um die Kinder zu unterrichten, die Liturgie zu singen und zu predigen, die jungen Paare zu trauen, die Kranken zu besuchen, die Toten zu bestatten und die Hinterbliebenen zu trösten.

Mein Großvater, Leffmann Abraham Weinberg, verließ seine Heimat Borgholzhausen, ein anderes westfälisches Städtchen, wo er 1828 geboren war, um Rosa Stern aus Herzebrock zu heiraten. Sie hatten sieben überlebende Kinder, und mein Großvater verdiente durch harte Arbeit und Sparsamkeit mit seinem kleinen Kurzwarenladen und dem Pferde- und Viehhandel genug Geld, um jedem Sohn und Schwiegersohn ein Haus zu kaufen und ihnen ein eigenes Geschäft einzurichten. Der Vater meiner Großmutter, Isaak, muß ein wohlhabender Mann gewesen sein. Ich weiß nicht, was ihn dazu veranlaßte, aber er ließ vom Rhedaer Toraschreiber Meir Danziger für sich und seine Frau Lea ein Sefer Tora anfertigen.

Am 21. Juni 1845 wurde diese Tora in der Synagoge zu Rheda eingeweiht. Zwei Pergamentstreifen, die an den unteren Scheiben der hölzernen Rollstäbe angebracht sind, erzählen die Geschichte.

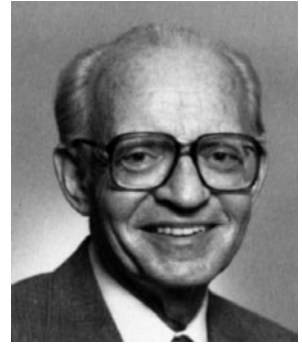
Die erste zeigt in Übersetzung folgende Inschrift:

„Diese Tora-Rolle gehört dem wohlhabenden Haushaltsvorstand, dem ehrbaren Isaak, Sohn des ehrbaren Elieser Stern, des Leviten aus Herzebrock, und seiner Gattin Frau Lea, Tochter des ehrbaren Elijahu. Möge das Verdienst der Tora ihnen und ihren Nachkommen für immer beistehen. Amen, Sel-la.“

Auf dem zweiten Streifen steht:

„Der Synagoge übergeben am Wochenabschnitt Behaalotechá im Jahre 605 nach der kleinen Zeitrechnung. Sie wurde geschrieben von einem, der sich mit heiliger Arbeit beschäftigt, dem unbedeutenden Meir, Sohn des ehrenwerten Rabbi Jakob Danziger, Kantor und Schreiber von Sefarim, Tefillin und Mesusot in Rheda.“

Die Tora-Rolle ist ziemlich groß, 97 cm von oben bis unten, von Spitze zu Spitze der Rollstäbe. Ihre 37 Pergamentbogen – mit Leinenfäden zusammengeknäht und verstärkt durch drei schmetterlingsförmige Pergamentstücke, die über jeden Saum



Werner Weinberg

geleimt sind – haben ihre weiße Farbe bewahrt und die Beschriftung ist immer noch schwarz und klar.

Es war bei uns Sitte, die Doppelrolle mit einem breiten Leinenstreifen zusammenzuhalten, der in aufsteigender Spirale fest um die Tora gewickelt wurde. So erfüllte man das Gebot, daß „man sich aufwärts bewegt, wenn es um heilige Dinge geht“. Die Enden dieses sogenannten „Wimpels“ wurden in den Spalt zwischen den Pergamentrollen und den Leinenlagen gesteckt. Diese Mizwa wurde nach jeder Tora-Lesung vom *Golél* ausgeführt, der die Rolle wieder zusammenband, nachdem der *Magbiah* sie hochgehalten hatte, wobei er die Rollstäbe auseinanderhielt und so die Schrift der Gemeinde zeigte.

Als Kind habe ich die Stärke, Gewandtheit und Hingabe dieser Männer immer bewundert. Uns Kindern wurde nur die Mizwa gestattet, den Wimpel ordentlich aufzurollen und auf die Balustrade, die die *Bima* umgab, zu legen, gebrauchsfertig für den *Golél*.

Wimpel, die heute vielfach nur noch in jüdischen Museen zu finden sind, gaben dem jüdischen Künstler Gelegenheit, seine Talente zu entfalten, denn sie wurden mit phantasiereichen Buchstaben beschrieben und farbenprächtig ausgeschmückt. Der Wimpel stammte von dem Leinentuch, das bei der Beschneidung benutzt wurde. Das Tuch wurde in Streifen geschnitten, die zusammen genäht und dann beschrieben, bemalt oder bestickt wurden. Wenn der kleine Junge zum ersten Male in die Synagoge gebracht wurde, schenkte man seinen Wimpel der Gemeinde. Ein jüdischer Anstreicher in Rheda malte die Wimpel, indem er Schablonen der Buchstaben durchpauste und gewisse traditionelle Ornamente aus freier Hand hinzufügte. Er malte jedes Wort in einer anderen Farbe, und die Inschrift wies den hebräischen Namen des Jungen auf – der deutsche Name wurde später auch hinzugefügt – gefolgt, in Hebräisch, von den Worten „zu einem glücklichen Leben geboren“ und danach dem hebräischen Geburtsdatum. Der Rest des Leinenstreifens wurde mit einem Gebet aus dem Beschneidungsritual beschrieben: „Möge Gott ihn aufwachsen lassen, um Kenntnis der Tora zu erlangen, zu Heirat und zu guten Taten. Amen, Sela.“

Für die Ausschmückung eines Wimpels hatten sich gewisse Traditionen entwickelt. Dem langen Hals des Buchstabens Lamed aus dem hebräischen Wort für „wurde geboren“ gab man einen roten

Schnabel und formte ihn zu einem Storch, der auf einem langen Lamed-Bein stand. Der Hals des Lamed in dem hebräischen Wort für „laß ihn aufwachsen“ hingegen wurde zu einem viel ernsthafteren, vaterländischen Zweck verwendet. Er wurde zu einem Flaggenmast umgestaltet, von dem die schwarz-weiß-rote Fahne des Kaiserreiches flatterte. Das Wort für „um Kenntnis der Tora zu erlangen“ wurde in die Abbildung einer offenen Tora-Rolle eingefügt, und neben das Wort für „Heirat“ wurde ein Hochzeitsbaldachin gemalt. Die Anführungszeichen, die man beim Schreiben des hebräischen Datums brauchte, und die kleinen Striche nach den Buchstaben, die Zahlen bedeuteten, wurden als Blumen oder Vögel gestaltet. Ob sie irgendeine symbolische Bedeutung hatten, das Ergebnis künstlerischer Freiheit waren, oder sich einfach rein zufällig ergeben haben, kann ich nicht sagen.

Im Laufe der Jahre häuften sich Hunderte von aufgerollten Wimpeln in dem großen Schrank unter der Heiligen Lade der Rhedaer Synagoge an. Eigentlich sollten sie der Reihe nach gebraucht werden, so daß jede einmal die beiden Hälften der Tora zusammenhalten konnte, besonders aber bei Gelegenheit der Barmizwa des ursprünglichen Stifters. Aber die meisten von ihnen verstaubten einfach in dem Schrank, wo wir als Kinder gern während der Unterrichtspausen herumstöberten und die Namen auf den alten Wimpeln lasen, auf den Innendeckeln zerfallener Gebetbücher und auf fadenscheinigen Samtbeuteln für Tallit und Tefillin. Wir stolzierten in abgeschabten Gebetsmänteln herum, einige davon mit zerbröckelten Silberrändern. Wir probierten das Schofar aus und entrollten festgewickelte Gebetsriemen, die ihren glänzenden schwarzen Lacküberzug verloren hatten und wieder die Farbe des ursprünglichen Leders zeigten. Während uns niemand aufforderte, mit den Sachen in dieser unserer privaten Genisa zu spielen, hatte es uns auch niemand ausdrücklich verboten. Aber wir würden nicht im Traum daran gedacht haben, den Aron Hakodesch über dem Schrank zu öffnen, denn darin standen ja die heiligen Tora-Rollen.

Dieses Spiel mit den alten Gebetsriemen war unsere einzige Bekanntschaft mit diesen Ritualobjekten. Das Anlegen von Tefillin wurde in Rheda nicht mehr praktiziert. Es war aufgegeben worden zusammen mit der strengen Beachtung der Sabbat-Gebote und denen der Kaschrut. Jüdisches Kochen

selbst hatte sich jedoch erhalten mit solchen Köstlichkeiten wie Kugel, Schalet, Lockschen und Pastert, von denen wir wußten, daß sie „jüdisch“ sein mußten, weil unsere christlichen Nachbarn sie nicht kochten. In seliger Unwissenheit vereinigten wir ohne Hemmung das Beste der fleischdingen und der milchdingen Küche in ein und derselben Mahlzeit.

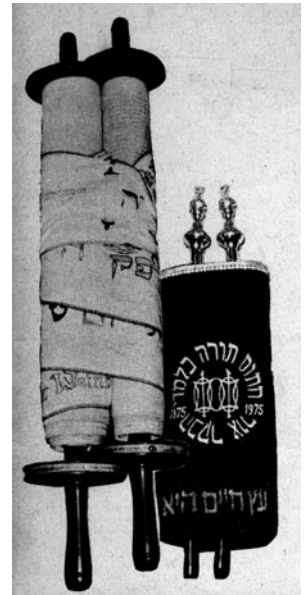
Mein Vater, Eli, wurde 1868 in Herzebrock geboren und mußte täglich die fünf Kilometer zur Schule nach Rheda gehen. Nur am Sabbat und an Feiertagen pflegte die Familie mit Pferd und Wagen loszufahren, um den Gottesdienst zu besuchen – aber sie hätten das nicht als eine Entweihung des Sabbats angesehen. Damals bestand in jenem Teil Deutschlands schon lange eine liberale Form des Judentums. Als Jerome Napoleon, der Bruder des Kaisers, im Jahre 1808 König von Westfalen wurde, ließ er die Juden Familiennamen annehmen und gewährte ihnen bürgerliche Freiheiten. Rheda wurde ein Teil des Großherzogtums Berg, und seine Juden nahmen so völlig teil an der neuen Freiheit, daß die Orthodoxen das emanzipierte Westfalen als die treifene medine, die „abtrünnige Provinz“ bezeichneten.

Keine unserer Übertretungen des religiösen Gesetzes geschah aus Reformgründen oder etwa gar aus Trotz (aus zehachlis, wie wir gesagt haben würden). Vielmehr hatte die Assimilation ihren Einfluß bemerkbar gemacht, und wir waren uns oft nicht mehr der Tradition bewußt, obwohl keineswegs gleichgültig gegenüber dem Judentum. Wir waren sehr darauf bedacht, unsere Religion zu befolgen, aber auf unsere eigene Weise. So wurde das Alenu-Gebet nicht in hebräisch, sondern in deutsch gesprochen. Wir begannen mit der lauten Wiederholung der Schmone Essre, ohne sie zuerst still für uns zu sagen, und wir beendeten sie vorzeitig mit dem dritten Segensspruch, der Keduscha. Wir lasen nur einen Teil des Wochenabschnittes der Tora. Einige sagten, daß wir einen „Dreijahres-Zyklus“ befolgten, aber es würde mich nicht wundern, wenn der Vorbeter jedes Jahr die gleiche Auswahl gelesen hat. Die Zeit, gewonnen, um das Warten auf die Schabbes-Kugel zu verkürzen, ging dennoch wieder verloren durch endlose Mischeberachs. Jedermann, der zur Tora gerufen wurde, ließ den Vorbeter einen Segensspruch für jeden anderen aus der Gemeinde machen, es sei denn, daß er zufällig gerade mit einer Familie entzweit war.

Die Männer trugen Hüte in der Synagoge, an den Feiertagen sogar Zylinderhüte: Käppchen wurden nicht geduldet. Ein gutes Beispiel der gemüthlichen Mischung von oberflächlichem Wissen und Traditionsbewußtsein, das in Rheda bestand, war unsere Sitte, am Tischa BeAw Großbohnen milchding gekocht zu essen. Wir wußten aus unseren jüdischen Kalendern, daß es das „Fest der Tempelzerstörung“ war, aber wir waren uns nicht dessen bewußt, daß es auch ein Fasttag war. (Unsere religiösen Lehrbücher fingen viele Darlegungen der Mizwot mit dem Satz an: „Die eigentliche Pflicht des Juden ist zu ...“, aber es wurde uns nie klargemacht, daß „die eigentlichen Pflichten“ sich auf uns persönlich bezogen.) Von den traditionellen „milchdingen Tagen“ vom 1. bis zum 8. Aw, an denen man als Vorgeschmack des Trauertages kein Fleisch aß, war die Erinnerung haften geblieben, daß Tischa Beaw irgendetwas mit milchding zu tun hatte. Tatsache jedoch ist, daß im Sommer, um Tischa Beaw, die Großbohnen, das Lieblingsgericht aller Westfalen, Juden wie Nichtjuden, am besten waren. Normalerweise wurden sie bei uns mit Rauchfleisch und Kartoffeln gekocht, aber am Jahrestag der Zerstörung des Tempels ließen wir das Fleisch weg, anstatt den ganzen Tag zu fasten. Ich erinnere mich, daß ich tatsächlich jüdische Familien, die am Tischa Beaw nicht milchdinge Großbohnen aßen, als religiös nachlässig betrachtete.

Der Nationalsozialismus kam nach Rheda, wie er in andere ländliche Gemeinden kam. Eine kleine Gruppe sadistischer Männer und Burschen vom Auswurf unserer Stadt tyrannisierten und malträtierten die jüdischen Familien, die 1933, einschließlich derer aus Wiedenbrück und Herzebrock, etwa fünfzig zählten. Weil diese Juden so tief in ihren kleinen Städten verwurzelt waren, und weil sie bereit waren, das, was sie nur für einen vorübergehenden Verlust von politischen Rechten, Besitz und Menschenwürde hielten, auf sich zu nehmen, zogen sie es vor, an Ort und Stelle zu bleiben. Am Ende waren sie natürlich dankbar für irgendeinen Platz im entlegensten Winkel der Erde, der ihnen Zuflucht bot.

Als ich 1936 meine Ausbildung am Jüdischen Lehrerseminar in Würzburg abgeschlossen hatte, war der jüdische Lehrer von Rheda schon ausgewandert, und so wurde ich der religiöse Leiter in meiner Heimatgemeinde. Noch innerhalb dieses einen Jahres verschärfte sich der Nazi-Terror in star-



kem Maße. Inzwischen waren die bunten Fenster der Synagoge zerschmettert worden, und wenn wir zum Gottesdienst gingen, wurden wir mit Steinen und Ziegeln von den Dächern herab beworfen. Nachts sangen die Nazis vor unseren Fenstern ihre Lieder vom „Judenblut, das vom Messer spritzt“. Oftmals pflegten sie auch in jüdische Wohnungen einzubrechen, die Familien hinaus in den Wald oder zum Fluß zu treiben und sie zu ihrem Vergnügen zu mißhandeln. Die überwiegende Mehrheit der Christen in Rheda verurteilte das alles als Ausschreitungen, die „der Führer nicht billigte“, aber ihr Mitgefühl allein half uns nicht. Zu dieser Zeit fingen die Juden an, aus den kleinen Orten in die Großstädte zu ziehen, wo der Terror unpersönlich war, und wo sie sich einreden konnten, daß sie sicherer wären.

Ich nahm eine Stelle in Hannover an, wo immer noch eine jüdische Volksschule mit mehreren hundert Kindern bestand, und ich fuhr an den Wochenenden mit der Bahn nach Rheda, um Gottesdienste, Erwachsenenurse und Religionsunterricht für die schnell kleiner werdende Gemeinde zu halten. Eines Morgens — das Datum war der 29. Oktober 1938 — erschien in unserer Schule in Hannover die Hälfte der Kinder nicht zum Unterricht. In der Nacht vorher waren alle jüdischen Familien polnischer Herkunft in ihren Wohnungen verhaftet und zur polnischen Grenze deportiert worden, wo sie auf einem Streifen Niemandsland zwischen Deutschland und Polen ausgesetzt wurden. Die Polen weigerten sich natürlich, sie aufzunehmen. Dann kam die Ermordung eines deutschen Gesandtschaftsattachés in Paris durch einen jungen Mann, dessen Eltern in dieses Niemandsland verschickt worden waren. Von diesem Augenblick an wußten wir, daß die totale Katastrophe nur noch eine Frage der Zeit war. Leute begannen, an den Gräbern der Juden, die eines natürlichen Todes gestorben waren, von ihnen als den Glücklichen zu sprechen, die Gott vor einem schlimmeren Schicksal bewahrt hatte.

Das Tora-Studium in Würzburg hatte natürlich mein Leben in vieler Hinsicht bereichert, aber es beraubte mich auch meiner ererbten Naivität gegenüber traditionellen Dingen. Aus meiner Kenntnis des jüdischen Gesetzes heraus konnte ich zum Beispiel nun nicht länger am Tischa BeAw in aller Ruhe milchdinge Bohnen essen. So kam ich, als ich zur Gemeinde meiner Väter und Großväter zurück-

kehrte, mit missionarischem Eifer, fest entschlossen, die Gemeinde wieder auf den richtigen religiösen Pfad zu bringen. Ich erinnere mich daran, daß mein erstes „Opfer“ das Harmonium war, das man seit Generationen in unserer Synagoge benutzt hatte. Aber die Balebattim nahmen keine meiner Reformen allzu ernst; war ich nicht Werner, der Sohn von Eli, dem Sohn von Leffmann Abraham, Isaak Sterns Schwiegersohn? Außerdem war jeder von ihnen viel zu sehr mit seinen eigenen Auswanderungsplänen beschäftigt. Sie ließen mich predigen, aber setzten die Lebensweise fort, der sie seit den Tagen Israel Jacobsons, des Konsistorialpräsidenten von König Jerome, gefolgt waren – zufrieden mit ihrer Maxime: „Jeder macht sich seinen eigenen Schulchan Aruch“.

Im Laufe meiner Amtszeit entdeckte ich, daß die Tora-Rolle meines Urgroßvaters nicht mehr kosher war, weil einige der Buchstaben schadhaf, Leinenfäden zerrissen und das Pergament an mehreren Stellen beschädigt waren. Zu meinem Leidwesen mußte ich sie vom aktiven Gebrauch zurückziehen.

Meine Schwester war damals mit Robert Werner verlobt, der in Köln geboren war, obwohl seine Eltern ursprünglich aus Polen stammten. Nachdem er dem Zusammentreiben in der Polen-Nacht entkommen war, floh Robert zu uns nach Rheda, weil keine polnischen Juden in unserer Gegend wohnten. (Die Ironie dabei ist, daß meine Mutter ein paar Monate später von Rheda nach Köln floh, das für sie als Großstadt „sicher“ war). Es stellte sich heraus, daß mein Schwager (er starb 1972 in Manchester in England) sehr geschickt war; er konnte die beschädigten Buchstaben unserer Tora-Rolle wieder auffrischen, die Bogen wieder befestigen und das zerstörte Pergament ersetzen. Eines Abends – entweder genau am Abend der Kristallnacht oder einige Tage davor – nahm er sie aus dem Aron Hakodesch heraus und brachte sie in unser Haus. So war die Tora meines Urgroßvaters an einem anderen Ort, als die Rhedaer Synagoge in Flammen aufging.

Inzwischen erhielt ich in Hannover einen Telefonanruf, der mich davor warnte, an jenem Wochenende nach Rheda zu kommen. Als Lehrer und Vorbeter stand ich an der Spitze der Liste jüdischer Persönlichkeiten, die für Dachau bestimmt waren. Erst 27 Jahre später kehrte ich nach Rheda zurück.

Lisl und ich heirateten kurz nach der Kristall-

nacht. Lisl Halberstadt, im ersten Weltkrieg geboren und patriotisch nach der Tochter des Kaisers Victoria Luise genannt, wuchs in Nürnberg auf. Wir lernten uns im Seminar kennen und vollendeten zusammen unsere Ausbildung. Sie war Lehrerin in Pforzheim, bis sie ihrerseits die Stelle eines emigrierten Lehrers an meiner Schule in Hannover übernahm.

Im Frühjahr 1939 wurde uns nach unzähligen Versuchen, irgendein Visum zu bekommen, die Einreise nach Holland bewilligt. Wir waren uns wohl der Tatsache bewußt, daß Holland nicht weit genug entfernt war, aber es war wenigstens eine vorläufige Zuflucht. Unsere Aufnahme in jenes Land war durch eine der dort bestehenden Hachshara-Gruppen ermöglicht worden – Organisationen, die junge Juden für die Pionierarbeit in Palästina ausbildeten. Die jungen Leute studierten Landwirtschaft und verschiedene Handwerke, sowie die Geographie und Soziologie Palästinas, wie auch Hebräisch und Jüdische Geschichte, für welche letztere ich als Lehrer angestellt wurde.

Trotz der Zeitumstände hatte es Robert Werner – immer noch in Rheda – geschafft, die Reparatur der Tora-Rolle fertigzustellen. Da Pergament nicht zur Verfügung stand, ersetzte er die abgenutzten Ränder und die fehlenden „Schmetterlings“-Siegel durch starkes weißes Leinen. Dann packte er sie zwischen meine Bücher und sorgte dafür, daß die Kiste mit uns nach Holland kam. Die Tora blieb vorerst in dieser Kiste. Ich sondierte bei der Synagoge in Apeldoorn, das jetzt unser Wohnsitz war, darüber, ob man sie in ihrem Tora-Schrein unterbringen könnte, aber sie schienen mehr um die Sicherheit ihrer eigenen Tora-Rollen besorgt zu sein und um die ihrer Synagoge selbst.

Unsere Atempause dauerte ein Jahr. Im Mai 1940 fiel die deutsche Armee in Holland ein. Unser ältestes Kind, Hanna, wurde unter Bombeneinschlägen und Geschützfeuer geboren. Die Gestapo folgte der Armee auf dem Fuße, und die antijüdischen Maßnahmen kamen Schlag auf Schlag. Schließlich begannen die Razzien, das unmenschliche Zusammentreiben von Juden, anfangs in den großen Städten, dann auch auf dem Lande. Zuerst traf es nur jüdische Männer, dann auch ganze Familien. Es begann unter dem Vorwand einer „Wiederansiedlung im Osten“ und wurde dann mit unverhohlenem Sadismus fortgesetzt.

In Apeldoorn gab es eine Einrichtung für jü-

dische Geistesgestörte und unheilbare Kranke, „Apeldoornse Bos“ genannt, die ihre eigene Synagoge hatte und einen joodse Leeraar. Eines Tages, nachdem die Gemeindesynagoge von Apeldoorn mit ihrer gesamten Einrichtung bereits niedergebrannt worden war in einer jener „privaten Aktionen, die der Führer nicht billigte“, erzählte mir der Leeraar von dem Plan, die noch vorhandenen sakralen Gegenstände und wertvollen Bücher zu retten. Offensichtlich hatten einige einflußreiche holländische Bürger oder Behörden die Nazis davon überzeugt, die drei alten Amsterdamer Synagogen – eine sefardische (die „portugiesische“ Synagoge) und zwei aschkenasische – unter Denkmalschutz zu stellen. Die Deutschen hatten ihnen versprochen, daß diese Gebäude des 17. und 18. Jahrhunderts als Beispiele „arischer Architektur“ nicht zerstört würden. Deshalb schienen sie gute Plätze zum Verbergen von heiligen Gegenständen mit nicht genug Materialwert, um eine Beschlagnahme herauszufordern.

Im November 1942 wurde die Tora aus Rheda zusammen mit den Rollen aus dem „Apeldoornse Bos“ heimlich nach Amsterdam gebracht und in einem Kellerraum der großen Aschkenasischen Synagoge am Jonas-Daniel-Meyer-Platz aufbewahrt. Als besondere Vorsichtsmaßnahme wurde eine Trennwand aus Holz errichtet, um die vielen Tora-Rollen, Schofarot, Purim-Megillot und anderen sakralen Gegenstände, die man in ganz Holland gesammelt hatte, zu verstecken. Ich persönlich setzte ebensowenig Vertrauen in die falsche Wand wie in das Versprechen der Deutschen, die Synagoge zu erhalten. Aber die große Aschkenasische Synagoge von Amsterdam erschien weniger zerbrechlich als unser kleines Mietshaus in Apeldoorn, und seltsamerweise bot die Vorstellung von so vielen zusammengeschmiegteten Tora-Rollen einigen Trost.

Nur wenige Tage, nachdem wir die Tora weggegeben hatten, starb unsere kleine Hanna an einer Krankheit, gegen die sie unter den Umständen, die wir ertragen mußten, nicht richtig behandelt werden konnte. Kurz darauf trennten wir uns auch von unserer Baby-Tochter Susie – zu ihrem Schutz. Eine liebe und tapfere christliche Familie, die van Heeckerens, die in der holländischen Widerstandsbewegung aktiv waren, nahmen sie bei sich auf. Wir hatten wenig Grund, optimistisch zu sein, daß wir Susie oder unsere Tora jemals wiedersehen würden. Jetzt waren wir ständig unterwegs von Ort zu Ort,



verbargen uns auf Heuböden und versuchten vergeblich, unterzutauchen. In einer der letzten Razzien in Amsterdam wurden Lisl und ich ergriffen.

Aus Gründen, die genau so unerforschlich sind wie der ganze Nazi-Schrecken, überlebten wir die Konzentrationslager und wurden wieder vereint. Im Juli 1945 kehrten wir nach Apeldoorn zurück. Unsere alte Wohnung war belegt, und so wurden wir in das Haus früherer jüdischer Nachbarn eingewiesen, einer fünfköpfigen Familie, die nicht zurückgekehrt war. Nach ein paar Wochen fanden wir unsere Tochter Susie, jetzt vier Jahre alt, gesund und munter wieder. Einige unserer Möbel und die meisten meiner Bücher wurden uns von christlichen Freunden und Nachbarn, die sie in Kellern und Scheunen versteckt hatten, zurückgegeben.

Was nun die Tora-Rolle angeht, so erfuhren wir, daß das Versteck in der Amsterdamer Synagoge geplündert worden war, und daß man alles, auch ganze Bibliotheken, nach Frankfurt am Main gebracht hatte (wahrscheinlich im Dezember 1943), wo der

Nazi-„Philosoph“ Alfred Rosenberg sein „Institut zur Erforschung der Judenfrage“ eingerichtet hatte. Hier würde er durch eine Konzentration der Judaica, die aus ganz Europa zusammengestellt waren, den Beweis für die finsternen Pläne der dekadenten Juden erbringen, wie auch Ausstellungen ihrer Überreste vorbereiten. Etwas später wurde bekannt, daß der größte Teil des Materials durch einen Luftangriff der Alliierten auf Frankfurt im März 1944 zerstört worden war.

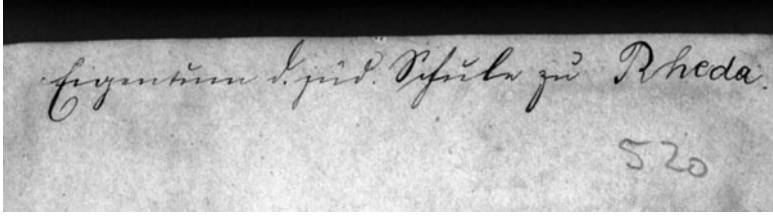
Obleich wir den Verlust der Tora aus Rheda betrauertem, waren wir dennoch Gott dankbar, daß er unsere dreiköpfige Familie verschont hatte. Wir betrachteten uns als außerordentlich begünstigt, als wir die wenigen Überlebenden sahen, die jetzt, ihrer Angehörigen beraubt, auftauchten; wie sie aus ihren Verstecken in Holland hervortaumelten oder mit unsicheren Schritten aus den Lagern zurückkehrten.

Dann kam eines Tages ein Brief aus Amsterdam, der mich aufforderte, meine Tora-Rolle aus der Synagoge am Jonas-Daniel-Meyer-Platz abzuholen. Wir erfuhren, daß die Amerikanische Militärregierung in und um Frankfurt auf die Überreste des Rosenberg-Instituts gestoßen war und sie in Offenbach eingelagert hatte, wo Beamte versuchten, sie nach Ursprungsländern zu ordnen. Eine holländische Kommission von Archivaren und Bibliothekaren half ihnen, Bücher und sakrale Gegenstände aus ihrem Land zu identifizieren; die meisten davon waren noch nicht einmal ausgepackt.

Ich werde mich nie erinnern, was dann im einzelnen geschah. Ich sehe einen trüb erleuchteten Raum vor mir, der zunächst leer erschien. Die ausgetretenen Fußbodenbretter erstrecken sich parallel in düstere Endlosigkeit. Erst nach geraumer Zeit entdeckte ich viele Tora-Rollen im Hintergrund, Dutzende über Dutzende, vielleicht Hunderte, aufrecht hingestellt, dicht aneinandergeschmiegt. In Wirklichkeit mögen es nur zehn oder zwanzig gewesen sein. Aber dort unter ihnen war meine!

Der Mantel fehlte, tatsächlich waren alle Tora-Rollen ihrer Hüllen beraubt. Aber da war der Wimpel noch fest an seinem Platz, in Spiralen emporgewickelt, aufsteigend in Heiligkeit. Und daran angeheftet war der ursprüngliche Zettel, der auf Holländisch besagte: Dieses Sefer-Tora gehört Werner Weinberg, wohnhaft Cereslaan in Apeldoorn, 5. November 1942.

Es gab keinen Zweifel daran, daß dies meine



„Eigentum der jüdischen Schule zu Rheda“
Fundstück im Buchbestand
Werner Weinberg (Steinheim-Institut)

Tora war. Sogar der Wimpel, der sie zufällig umwickelte, als sie vor der Kristallnacht aus der Synagoge genommen wurde, bestätigte es. Der Name darauf war: Walter Weinberg, Geburtsdatum: Tischa BeAw, 1905. Walter, ein Verwandter, und seine Frau Ruth waren Passagiere auf dem Unglücksschiff „St. Louis“ gewesen, zusammen mit etwa 900 deutsch-jüdischen Flüchtlingen, die Landungserlaubnis für Kuba gekauft hatten. Sie erreichten Havanna im Mai 1939, doch wurde ihnen die Einreise verweigert. Die „St. Louis“ lag mehrere Tage im Hafen vor Anker, fuhr dann langsam die Küste von Florida hinauf, während das Joint Distribution Committee fieberhaft mit kubanischen Behörden und dem amerikanischen Außenministerium über eine Zufluchtsstätte verhandelte. Aber die Zeit verrann, und die „St. Louis“ mußte nach Europa zurückkehren, wo die Passagiere schließlich doch zu dem Schicksal verurteilt wurden, dem zu entkommen sie versucht hatten.

Drei Jahre nach dem Krieg erhielten wir unsere Einreise-Visa in die USA. Die Tora, zu Hause in einem Schrank verblieben, wurde wieder einmal zusammen mit meinen Büchern in eine Kiste gepackt, und wir, Lisl, Susie und ich, schifften uns auf der „Nieuw Amsterdam“ nach New York ein, wo wir am 3. April 1948 eintrafen. Aber wir blieben Heimatlose, indem wir zuerst nach Grand Rapids in Michigan gingen, dann nach Louisville in Kentucky, später nach Albany im Staat New York und schließlich nach Dayton, Ohio. Nach der Hölle der Verfolgungszeit schien es, als ob der Fluch aus dem 5. Buch Mose: „Und deine Füße werden keine Ruhe finden“ uns immer noch verfolgte. Und jedesmal wurde unsere Tora mit uns entwurzelt.

Es war mir immer ein unangenehmes Gefühl, daß die Rolle in unserem Hause aufbewahrt war. Zwar war sie nun nicht mehr in einer Kiste oder einem Schrank verborgen. Einer der Synagogen-Frauenvereine hatte sie mit einem neuen Mantel versehen, und sie stand nun recht ansehnlich inmitten meiner Bücherschränke. Aber der Gedanke, daß man eine Tora-Rolle eben doch nicht in einem Privathaus aufbewahren sollte, störte mich. Darüber hinaus sah ich mich selbst nur als ihren Hüter an und fühlte mich nun, da die Notzeit vorüber war, persönlich für die Rückgabe an ihren rechtmäßigen Besitzer verantwortlich. Aber wer war das?

Die Gemeinde in Rheda war für immer verschwunden, völlig ausgelöscht. Ich hatte Rheda

1965 besucht, und der Platz, wo einst die Synagoge stand, ging in den Gemüsegarten des nächsten Nachbarn über.

Keine Gedenktafel* kennzeichnete die Stelle, nur meine eigenen schmerzlichen Erinnerungen an unsere Verwurzelung in der deutschen Erde, an den Fürsten, der wollte, daß seine Juden in einer Synagoge Gottesdienst hielten, an die unschuldigen Mahlzeiten am Tischa Beaw und an den Eifer des jungen Lehrers, der das Harmonium aus der Synagoge verbannte. Außer in der Erinnerung war die Kehilla Kedoscha Rheda, ihre Synagoge und ihr Schulhaus, unter Kohlköpfen und Stachelbeerbüschen verschwunden.

Wer hatte denn nun Anspruch auf diese Tora-Rolle? Sollte ich sie irgendeiner Gemeinde in einem unserer neuen Wohnorte übergeben? In tieferem Sinne war jede Synagoge geeignete Nachfolgerin der Gemeinde Rheda. Aber würde sie nicht bald ein Sefer-Tora unter vielen sein und ihre Geschichte bald vergessen? Selbst wenn ich sie nach Israel geschickt hätte, würde sie auch dort in Anonymität versunken sein.

Für mich bestand das überwältigende Bedürfnis, die Geschichte vom Schicksal dieser Tora-Rolle lebendig zu erhalten. Sie war ein Symbol für beides, die Todesangst der Opfer der Schreckenszeit, aber auch für die Forderung des Gedenkens, die die Überlebenden anrief. Sie legte Zeugnis ab von dem was verloren war. Sie war auch ein untrennbarer Teil von mir und meiner eigenen Geschichte. So redete ich mir ein, daß der innere Zwang, die Tora ihrem „rechtmäßigen Besitzer“ zurückzugeben oder doch seinem „gesetzlichen oder moralischen Nachfolger“ dahin auszulegen war, daß mein Heim ihr Heim war. Dennoch hoffte ich, daß sie eines Tages einen ehrenvollen Platz in einem Aron Hakodesch finden würde...

Die Tora war nicht außer Gebrauch während der elf Jahre, die ich im Dienste amerikanischer Gemeinden verbrachte. Aus ihr wurde in Jugendgottesdiensten gelesen, und ich benutzte sie, um den jüngeren Schülern zu zeigen, wie ein Sefer-Tora geschrieben und hergestellt wird. Ich erinnere mich immer noch mit einem Lächeln an einen Schüler des ersten Schuljahrs, der fragte, warum die Tora zusammengeheftet und nicht aus einer einzigen langen Rolle gemacht würde, und an die Antwort seines Freundes, daß Schafe nun mal nicht länger vorkämen.

* Am Standort erinnert seit 1980 ein Gedenkstein an die in den Novemberpogromen zerstörte Synagoge. Werner Weinberg hielt die Gedenkrede.

Als ich 1959 der Fakultät des HUC beitrug, erkundigte ich mich, ob ich die Tora dem College-Museum übergeben könnte, aber das Museum hatte keinen Platz. Offen gesagt, war ich nicht unglücklich, und ich machte mich daran, einen richtigen Aron Hakodesch für mein Arbeitszimmer zu Hause zu bauen. Lisl machte den Vorhang und nutzte dazu alten grünen Samt von einem Kleid ihrer Mutter, nähte den goldbrokatenen Kragen vom Gebetsmantel ihres Vaters darauf und bestickte den Vorhang mit den traditionellen Symbolen und Schriftzeichen. Sechzehn Jahre lang stand die Tora-Rolle so in unserem privaten Aron Hakodesch. Während dieser Zeit erneuerte Lisl den Wimpel, übersticker die Wasserfarben, die verblaßt waren, und fügte schöne Verzierungen und Verse zu den Bildern der Tora und des Hochzeitsbaldachins hinzu. Walter Weinbergs Geburtsdatum, den 9. Aw, stickte sie in Schwarz. Jedesmal, wenn ein Kollege oder ein Student uns zum ersten Male besuchte, zeigte ich ihm den Vorhang, den Wimpel und die Tora-Rolle und erzählte ihm etwas von ihrer Geschichte. Die Besucher waren tief bewegt, und häufig wurde vorgeschlagen, ich solle doch die Rolle

dem ganzen College zugänglich machen.

Im Jahr 1975 faßte ich den Entschluß. Zur Jahrhundertfeier war die Kapelle des Hebrew Union College neugestaltet worden. Das Besondere war, daß man einen ganz alten europäischen Tora-Schrein einbaute, und daß dieser sich in vollendeter Harmonie der modernen amerikanischen Architektur anpaßte. Da wußte ich: Dies war der Platz, wo meine Tora hingehörte. Cincinnati war meine neue Heimat, und die Kapelle des Hebrew Union College meine Synagoge. Der Tora-Schrein des College war der „rechtmäßige Nachfolger“ des Aron Hakodesch von Rheda.

So fand endlich – im hundertdreißigsten Jahre der Tora-Rolle meines Urgroßvaters und im Jahre meines sechzigsten Geburtstages – ihre Flucht zusammen mit meiner eigenen ihr Ende.

Die Tora-Rolle aus Rheda wurde zuletzt als Familien-Tora von unserer Enkelin Stephanie anläßlich ihrer Batmizwa am 10. Oktober 1975 benutzt. Sie las daraus die Geschichte von Noah – über die Arche, über die Sintflut, die beinahe die ganze Welt zerstörte, über die erste Taube, die keine Ruhestatt für ihre Füße fand, und über die zweite, die um die Abendzeit zurückkam und einen Olivenzweig mitbrachte. Drei Tage später übergaben wir die Tora-Rolle feierlich dem Hebrew Union College.

Jetzt bildet diese Tora, die in der Mitte des Schreins steht, eine sichtbare Brücke zwischen einer untergegangenen jüdischen Kultur und einer in voller Blüte stehenden – von einem Jahrhundert des College zum nächsten. So ruft sie die Erinnerung zurück an eine Geschichte, die niemals vergessen werden darf. Und damit legt sie auch beständig Zeugnis ab für das, was unseren Menschen und unserem Glauben am kostbarsten ist:

Leben, die jüdischer Gelehrsamkeit höchsten Ranges gewidmet sind, aufrichtig dargebrachtes Gebet und Taten voll menschlicher Güte und Achtung.

1976 veröffentlichte Professor Dr. Werner Weinberg „Tale of a Torah scroll – A chapter in German-American Jewish history“ aus Anlass der Hundertjahrfeier des Hebrew Union College, Cincinnati, Ohio. Die hier von uns leicht gekürzte Fassung wurde von Walter Wolf aus dem Englischen übersetzt und in Zusammenarbeit mit Lisl Weinberg 1978 vom Stadtarchiv Rheda-Wiedenbrück als Broschüre herausgegeben.

Abo-service

Hat sich Ihre Postadresse geändert? Sie wollen das gedruckte Heft neu abonnieren, nicht weiter beziehen oder stattdessen online lesen? Bitte teilen Sie uns Ihre Wünsche mit!

Bestellungen · Abbestellungen
Tel +49(0)201-20164434
Mail abo@steinheim-institut.org
www.steinheim-institut.de/abo

Satz und Layout

Harald Lordick · Beata Mache
Postanschrift der Redaktion
Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon

+49(0)201-82162900

Fax

+49(0)201-82162916

E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

Internet

www.steinheim-institut.de

Druck

Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand

IC InterConsult GmbH – Lettershop
Vierteljährlich im Postzeitungsdienst

Kalonymos ist für unsere Leserinnen und Leser kostenlos. Wir sind gerade deshalb **dringend auf Ihre Zuwendungen angewiesen!** (steuerabzugsfähig)

Spendenkonto

IBAN DE42 3505 0000 0238 000343
BIC DUISDE33XXX
Stadtsparkasse Duisburg

Impressum

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen

ISSN 1436–1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Dr. Beata Mache
Annette Sommer



Gefördert durch:



aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages

Rede gehalten am 1. Abend Rosch-Haschono

5695 in der Synagoge Unterlindau zu Frankfurt am Main

Jakob Horowitz

Man fragte die Weisheit: Was ist des Sünders Strafe? Sie antwortete mit dem Spruche Salomos (13,21): Die Sünder verfolgt das Böse. Man fragte die Prophetie: Was ist des Sünders Strafe? Sie antwortete mit dem Propheten Ezechiel (18,4): Die sündige Seele muß sterben. Man fragte die Thora: Was ist des Sünders Strafe? Sie sprach: Er bringe ein Schuldopfer und finde Sühne! Man fragte den Heiligen, der gepriesen sei: Was ist des Sünders Strafe? Er antwortete: Kehrt heim, denn so sagt es der Psalmist (25,8): Er weist dem Sündigen einen Weg. Was ist das für ein Weg? Das ist der Weg der Heimkehr“. (Jalkut zu Tehillim 25,8: vgl. jeruschalmi Makkoth II 8 u. a. O.)

Meine Freunde! Laßt mich zum Beginn der zehn Tage der Heimkehr in diesen Tagen des Gebets und der Buße, an denen wir vor Gott unsere Schuld und Sünde so inbrünstig bekennen, an dieses denkwürdige Wort der Rabbinen anknüpfen. Unser besonderes Augenmerk sei der letzten Antwort zugewendet. Um sie aber zu verstehen, müssen wir zunächst unsere volle Aufmerksamkeit auf die drei ersten Antworten richten.

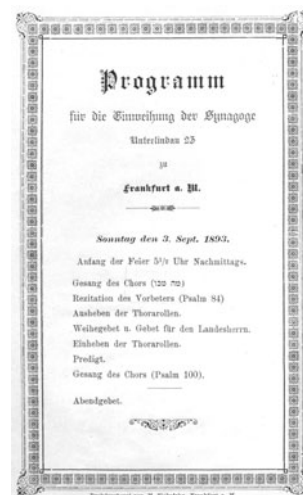
Die Weisheit hat man zu allen Zeiten im Judentum in erster Linie gefragt. Die erste Bitte unseres Achtzehngebets ist die Bitte um die wahre Weisheit, in der wir ein Gnadengeschenk Gottes erblicken. Wenn wir einen Weisen Israels oder einen Weisen der Völker sehen, sprechen wir einen Segensspruch über den, der von seiner Weisheit seinen Frommen, der von seiner Weisheit Fleisch und Blut einen Hauch gegeben hat. Der Jude hat nie Vernunft und Wissenschaft verachtet. Aber auch dies hat ihn seine Religion gelehrt, daß irdische Weisheit, und sei sie noch so groß und noch so tief, ihre Grenzen hat und nur ein winzig Teil der unendlichen Weisheit Gottes ist, die kein Verstand der Verständigen zu fassen vermag. Weisheit ist im Judentum nicht der bloße Instinkt, den auch das Tier hat, und der auf sich selbst angewiesen allzuleicht in die Irre führen kann. Sie ist ihm nicht gleichbedeutend mit dem Gemüt, das für sich allein leicht auf einen falschen Weg kommt, wenn nicht der Verstand sich ihm zugesellt, es ergänzt und kontrolliert. Aber die Weisheit, die für den Sohn der Erde erreichbar ist, ist ihm noch viel weniger der flache Rationalismus, das Pochen auf den menschlichen Intellekt. Der höchste Begriff der Weisheit, den das jüdische Schrifttum ausgeprägt hat, ist vielmehr „die Weisheit des Herzens“, die Vereinigung von Verstand,

Gemüt und Seele. Und die Antwort, die Salomo, der weiseste der Weisen, aus solcher Weisheit heraus gefunden hat, ist die gleiche Antwort, die die Weisen aller Völker und aller Zungen gegeben haben, und in der seine Antwort immer wieder nachklingt: „Alle Schuld rächt sich auf Erden“. „Das ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären“. Oder wie unser Schrifttum es einmal ausdrückt: „eine Sünde zieht die andere nach sich“. (Sprüche der Väter 4,2). Allerdings die sich selbst überlassene Ratio, die die Religion für eine bloße Illusion hält, hat auch diese Antwort überboten, hat die Allmacht der Sinne, des seine Grenzen übersteigenden Geschlechtstrieb, und die Allmacht des Bösen im Menschen überspitzt und übersteigert und dem Satz „den Sünder verfolgt das Böse“ eine Deutung und Bedeutung gegeben, die mit der Auffassung des Judentums keineswegs mehr übereinstimmt.

Der irrende, suchende, sündige Mensch aber kann sich, so sehr er auch zunächst die Weisheit fragt, mit ihrer Antwort allein noch nicht zufrieden geben. Er fragt weiter, und er wendet sich an das Prophetentum. Man könnte sich wundern, daß die zweite Frage nicht zunächst an die Thora gerichtet ist, an das Fünfbuch, das ja zeitlich den Büchern der Propheten vorangeht. Allein dies will uns die Reihenfolge von Frage und Antwort sagen: Willst du des Gesetzes letzten Sinn erfassen, willst du die Antwort der Thora verstehen bis auf den letzten Grund, dann mußt du zuvor die Antwort des Prophetentums gehört und beherzigt haben.

Was das Gesetz im einzelnen fordert, lehrt uns die Thora. Was es im Ganzen von uns will, was Mosche, der größte aller Propheten, von uns verlangt, das hat die Prophetie in unvergleichlicher Weise erklärt und gedeutet. „Die sündige Seele, sie ist des Todes“, das ist ihr Wort. Und hunderte von Stellen des heiligen Schrifttums und unserer Rabbinen beleuchten denselben Gedanken: „Ihr sollt diese meine Gesetze... üben, durch die... der Mensch lebt“. (3. M. 18,5). „Wer mich findet, findet das Leben“. (Sprüche 8,35). „Der böse Trieb, das ist der Satan, das ist der Engel des Todes“, (T. B. Bathra 16a). „Die Frommen heißen Lebendige, auch wenn sie längst dahingegangen sind“. (bT Berachoth 18a)...

Doch der sündige, suchende und irrende Mensch kann sich auch mit dieser Antwort nicht zufrieden geben. Er sucht und fragt weiter. Es ist



bezeichnend, daß die Antwort, die die Thora gibt, schon ganz anders klingt als die Antwort der Weisheit und des Prophetentums. Ihre Antwort sprengt die Grenzen der Frage. Die Frage war: Was ist des Sünders Strafe? Die Antwort aber spricht hier nicht mehr von der Strafe, sondern sie spricht von der Sühne: Der Frevler bringe ein Schuldopfer und sühne seine Tat. Durch die Sünde hast du dein Leben verwirkt, das war die Antwort des Prophetentums im Sinne des Gesetzes. Dieses selbst aber macht dir den Weg frei, um dir zu sagen, wie du dein Leben neu zu beginnen und zu gestalten hast. Bringe ein Opfer! Dieses Opfer sei ein Opfer deiner Schuld. Es tritt an deine Stelle, an die Stelle deiner selbst, deiner Seele, deines Lebens.

Wir haben heute kein Heiligtum mehr und können die Schuldopfer in der alten Art nicht mehr bringen. Aber ein Wort unserer Alten lehrt uns, daß die helfende Liebe und die soziale Tat an die Stelle des Opfers getreten sind. (bT Sukka 49b u. viele andere Orte). Sie also sind das Schuldopfer, das wir, ein jeder nach seiner Kraft, ein jeder nach dem Segen, den Gott ihm gegeben hat, darzubringen haben.

Meine Freunde! Ein Wort des Talmuds (bT Jebamot 79a), das für die Halacha nicht ohne tiefgreifende Bedeutung geblieben ist (Eben Haeser 2,2), meint, daß man die rechten Söhne und Töchter Israels an drei Eigenschaften erkenne: sie sind barmherzig, schamhaft und wohlthätig. An erster Stelle wird das Rachmonus und an letzter das Gemilus, Chessed, die tätige Menschenliebe, genannt. Meine Freunde! Unsere Stadt und unsere Gemeinde zumal haben diese Auffassung des Judentums weithin durch die deutschen Lande zu Ehren gebracht. Der Ruf der Frankfurter jüdischen Wohlthätigkeit ist über Deutschland hinaus in die ganze Welt gedrungen. Wo es Nöte des Judentums zu lindern gab, da hat man stets in unserer Gemeinde begonnen. Und wo soziale Nöte allgemeiner Art über die Grenzen des Judentums hinaus zu mildern und zu heilen waren, da haben Frankfurter Juden, – wir dürfen es stolz bekennen – auch wenn sie längst die Mauern unserer Stadt und unseres Vaterlands verlassen haben, und in ferne Länder gegangen sind, immer an erster Stelle gestanden. Und noch viel mehr als das, von dem die Welt erfahren hat, ist in der Stille geschehen. Ich selbst durfte Zeuge sein von so manchen großen Zuwendungen, die an jüdische und an nichtjüdische Insti-

tutionen, an Juden und an Nichtjuden in der Stille gemacht worden sind. Und dennoch: müßten wir nicht glauben, der Talmud hätte mit seiner Kennzeichnung in diesem Betracht Unrecht, wenn wir unseren Blick heute auf so manchen Juden und auf so manches Mitglied auch unserer Gemeinde richten? Es gibt gar zu viele, – wir können es nicht leugnen –, die auch noch heute ein „Herz von Stein“ haben. Ja, es gibt manchen, der, statt milder, großzügiger und freigebiger zu werden durch diese Zeit und durch alles das, was über uns gekommen ist, nicht weicher, nein, härter geworden ist. Hat der Talmud nicht aber doch recht? Es gibt in der Tat, scheint mir, auch heute keinen Juden, der nicht Rachmonus hätte. Nur, – daß die einen Rachmonus mit den anderen und die anderen Rachmonus mit sich selber haben. Und zu dieser letzteren Klasse gehören zumeist diejenigen, die am wenigsten Veranlassung dazu haben, ja am meisten Ursache hätten, mit den anderen Rachmonus zu haben, während wir auf der anderen Seite auch dafür oft genug Beispiele finden, daß Armut und Leiden veredelt und läutert. Es ist traurig, feststellen zu müssen, daß manche immer nur darüber nachdenken, wieviel sie heute weniger haben als früher und gar nicht sehen wollen, wieviel sie mehr haben als andere, und wie notwendig gerade heute ihre Hilfe, ihr persönliches Opfer ist, nachdem die Zahl derer, die helfen können, eine vergleichsweise so kleine und die Zahl der Hilfsbedürftigen eine von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde anschwellende geworden ist.

Meine Freunde! Erinnerung uns das nicht an das berühmte Gleichnis, mit dem einst der Prophet Nathan David, dem König von Israel, seine Schuld wie in einem Spiegel gezeigt hat? Er erzählte ihm die Geschichte von dem reichen Mann, zu dem ein armer Wanderer kam. Dort heißt es in der Schrift (2 Samuel 12,4): Und es tat ihm leid, von seinen Schafen und Rindern zu nehmen. Was tat er? Er nahm das einzige Schaf des Mannes, der neben ihm wohnte. Wir sehen, auch jener reiche Mann hatte Rachmonus. Der bettelarme Wanderer mußte, – das stand für ihn fest – bewirtet werden. Aber auf wessen Kosten? Das einzige Schaf des vergleichsweise armen Mannes, auf das dieser doch wahrlich angewiesen war, mußte erhalten. Meine Freunde! Ich weiß von so manchen, der sich und seiner Familie eine kostspielige Sommerreise gönnt, der in seiner persönlichen Lebensführung

לשנה
טובה
תכתבו
ותחתמו
תשע"ח

Wir wünschen ein
gutes Neues Jahr 5778

noch auf gar nichts oder doch auf kaum etwas verzichtet, woran er gewöhnt war, dem aber die Steuern zu hoch sind, die die Gemeinde von ihm fordert, oder dem der Synagogenplatz zu teuer ist, der seine Beiträge für die unzähligen Aufgaben, die die Not der Zeit an ihn stellt, einschränkt oder gar aufgibt, anstatt sie um ein Vielfaches zu erhöhen. Auch er gibt zu, es müsse etwas geschehen. Aber letzten Endes wälzt er alles auf das eine Schaf des Mannes ab, der ohnehin schwer mit den Nöten des Lebens ringen muß und der ihm in seiner Opferbereitschaft manchmal ein Vorbild sein könnte. Es kommt zu uns das große Werk des Aufbaus des Heiligen Landes, es kommt zu uns der Zentralausschuß für Hilfe und Aufbau, es bittet uns der Hilfsverein der Deutschen Juden, es wendet sich an uns die hiesige Jüdische Wohlfahrtspflege, die hiesige Beratungsstelle und noch so manche andere Einrichtung, und sie alle fragen und sagen uns: Hast du das Deine getan, hast du es so getan, daß du ein Opfer gebracht hast? Entweder du verstehst die Sprache der Zeit und siehst ein, daß dein Egoismus die Gesamtheit und letzten Endes auch dich töten muß, oder du tust deine Schuldigkeit, um dich und die Gesamtheit zu erhalten. Brauche ich das Gegenbild noch deutlich zu machen? Ja, laßt uns gerne, freudig und freiwillig unsere Opfer bringen, so darbringen, daß wir in ihnen, mit ihnen die Menschen, daß wir Gott selber neu lieben lernen „mit unserem ganzen Herzen, mit unserer ganzen Seele“, mit allem, was Gott uns gegeben hat. So nur können wir uns rüsten für die letzte Antwort, die uns Gott selber gibt.

Denn wollen wir des Gesetzes Sinn, der Propheten Wort und der Weisheit Spruch ganz verstehen, dann müssen wir uns immer wieder selber fragen: was will Gott von uns? Diese Tage geben uns die Antwort: Kehrt heim! M. Fr.! Ein großer nichtjüdischer Religionsphilosoph unserer Zeit hat vor allem an Hand des jüdischen Schrifttums, an Hand der Propheten gelehrt, daß man Gott, den Heiligen, nur finden könne, wenn Gott das Tremendum, das uns erzittern Machende ist. Es scheint in der Tat so, als ob für die Menschen immer noch ganz abgesehen von Gott ein Tremendum kommen müsse. Es müssen erst Jomim naurom, furchtbare Tage kommen, um uns den Weg der Heimkehr wirksam zu weisen. Vor Jahrzehnten schon haben einsichtige Männer darauf hingewiesen, daß das deutsche Judentum seinem Untergang entgegengehe. Wir wa-

ren ganz verstädtert, hatten keinen Blutzustrom mehr vom Lande, hatten keine Verbundenheit mehr mit dem Boden, hatten alle Fehler der Zivilisation überboten mehr als alle anderen. Noch vor fünfzig Jahren standen wir mit unserer Kinderzahl an der Spitze. Seit Jahrzehnten stehen wir an letzter Stelle. Ja, das Wort aus dem Berufungskapitel des Propheten Jesaia (6,4) wurde Wahrheit: „Die Grundfesten der Schwellen wankten und das Haus ward voll des Rauches“. Ja, meine Freunde, wir haben die drohenden Feuerzeichen nicht gesehen. Nun aber brennt es, das Haus unserer Welt, der Welt, in der wir uns so gesichert glaubten, an allen Ecken und Enden. Seine Grundfesten wanken. Kein Wunder, daß im ersten Augenblick so mancher von uns das Gleichgewicht, die Ruhe und den Mut verloren hat. War es doch auch das erste, was der große Prophet empfunden und ausgesprochen hat, in jener Stunde der furchtbaren Schau:

„Weh mir, ich gehe zugrunde“, – ich bin vernichtet. Aber der Prophet hatte schnell diese Stimmung überwunden. Sie war nur die Stimmung des ersten Augenblicks. Und dann hörte er lauter und mächtiger als je zuvor die Stimme Gottes rufen: „Wer geht für mich?“ Da antwortete er: „Hier bin ich“.

Meine Freunde! Auch dem gewaltigen Seher war es nur gelungen, mit seinem Rufe einen Teil des Volkes zu erreichen. Viele, gar zu viele, hörten nicht auf ihn. Und wir wissen es, es gibt auch heute noch taube Ohren und taube Herzen, die selbst diese Zeit nicht wachgemacht hat. Aber auch das wissen wir: „Ein Rest wird heimkehren“, (Jesaia 7,3 und 10,21f), ein Teil ist heimgekehrt, heute und damals. Hoffen wir, beten wir zu Gott, daß dieser Teil ein recht großer sei, und ein immer größerer werde. Es gibt heute nur ein Entweder-Oder. Entweder du gehst unter, deutsches Judentum, das du der ganzen Welt so Großes geleistet hast, oder du kehrst heim, – ganz heim zu deinem Gotte. Heute findet der Jude nur seinen Platz, wenn er sich fest eingliedert in die Kette der Generationen, der Jahrhunderte, der Jahrtausende.

Schon sehen wir, wie drüben im Heiligen Lande ein neues Leben sich regt, wie manche dort heimgekehrt sind. Gewiß, wir wissen es und bekennen es schmerzbewegt, das Tohuwabohu ist drüben im Heiligen Lande der Väter keineswegs überwunden. Es bestellt vielfach, ach viel zu viel, noch in religiöser Hinsicht und in gar manchem anderen Be-

tracht. Und es bricht uns fast das Herz, es dort, gerade dort auf geweihtem Boden zu sehen. Aber auch dies wissen wir, daß der erste Schöpfungstag Gottes mit einem solchen Tohuwabohu begonnen hat. Und wir beten zu Gott, daß eine neue, bessere und wahrhaft jüdische Welt dort und hier erstehen möge. Ob das, was sich vollzieht, ein erster Schöpfungstag sein wird, das wird davon abhängen, ob wir den Geist Gottes über den Wassern schweben sehen. Der Jude, der heimkehren will, kann nur heimkehren zu seinem Gotte, zum Gesetz seiner Väter. Dort allein ist sein geschichtlicher Platz. Und soll ein neues Licht über Israel aufleuchten, dann müssen wir zuvor diesen Geist Gottes ehrfürchtig schweben sehen über dem Abgrund. Dann nur überwinden wir das Tohuwabohu. Sonst verschlingt es uns. Und dann war alles umsonst.

Meine Freunde! Auch in diesem unserem Gotteshause ist eine große Wandlung vorgegangen. Auch von ihm gilt das Wort, „es wanken die Schwellen des Hauses... Es fehlen uns zwei edle Männer, die noch im Vorjahre und seit langen, vielen Jahren unsere Gebete an den zehn Tagen der Heimkehr zu unserem Gotte emporgetragen haben. Es fehlt uns so manches liebe Angesicht, auf das gerne unser Blick gefallen ist. Viele sind von uns gegangen, um anderswo einen neuen Wirkungskreis zu finden und ihr Leben neu aufzubauen. Manche hat der Tod uns entrissen. Wir aber sprechen zu ihnen allen: Ihr seid heute bei uns; so steht uns bei und helft uns dazu, neu einzutreten in den Bund des Ewigen, unseres Gottes, ihr, die ihr heute bei uns steht und ihr, die ihr nicht bei uns seid, aber im Geiste bei uns weilt. Ja stärkt uns im Gebet, ihr alle, ihr teuren Toten, ihr großen Führer unserer Gemeinde, ihr großen Väter und Mütter Israels seit den Jahrhunderten! Und seid ihr bei uns, und sind wir bei euch, dann werden wir die Kraft finden, so zu beten, daß wir die Antwort der Weisheit, des Prophetentums und der Thora Antwort neu verstehen und die Antwort Gottes selber begreifen und neu finden in unserem Gebete zu Ihm, zu unserem Schöpfer, zu dem wir sprechen: Unser Vater, unser König, wir haben gesündigt vor Deinem Angesicht, und der uns antwortet: (Jeremia 3,22): Kehrt heim! – wie weit ihr auch abgeirrt seid, ihr seid meine Kinder, – kommt heim in eures Vaters Haus! Amen!

J. Kaufmann, Frankfurt a. M. 1935

Jakob Horowitz, geb. 30. April 1873 in Lauenburg in Pommern, gest. 16. Febr. 1939 in Arnheim, Niederlande. Sohn des Rabbiners Markus Horowitz und Auguste, geb. Ettliger. Realschule der isr. Gemeinde in Frankfurt a. M. (Philanthropin), private Vorbereitung auf das Abitur und hebräische Studien unter Anleitung seines Vaters, 6. März 1894 Abitur am Friedrichs-Gymnasium in Kassel, Studium an der Univ. Marburg bei Hermann Cohen und Paul Natorp (drei Semester), an der Univ. Berlin und zwei Jahre am Berliner Rabbinerseminar. Lebte seit Herbst 1897 in Frankfurt a. M., Direktor der Religionsschule (um 1899/nach um 1917), wo er auch einen Lehrerinnenkursus betreute; 6. Juni 1900 Promotion in Marburg. Nov. 1901 anlässlich der Erkrankung seines Vaters als Rabbinatskandidat mit rabbinischen Funktionen betraut; Ordination in Frankfurt, amtierte bereits seit 1902 als Rabbiner der Gemeindegabensynagoge Unterlindau, nach 1905 gleichzeitig Rabbiner an der unabhängigen Israelitischen Gemeinde in Bockenheim in Frankfurt a. M., ab 1922–1938 zweiter konservativer Rabbiner der Frankfurter Synagoge Unterlindau, Leiter der Religionsschule. 1927 in das Dozentenkollegium der neugegründeten Simultanen Pädagogischen Akademie in Frankfurt als Dozent für jüdische Religionswissenschaften berufen; Vizepräsident des ADR, Mitglied der Leitung der Achduth (Verband der Gemeindeorthodoxen) und des Preussischen Landesverbandes jüdischer Gemeinden. Vorsitzender im Verein für jüdische Geschichte und Literatur in Frankfurt, Vorstandsmitglied im Israelitischen Zentral-Waisenhaus und Mädchenhaus zu Bad Ems; auf seine Initiative hin wurden u. a. die Zentrale für jüdische Wohlfahrtspflege in Frankfurt a. M. und der Landesverband für jüd. Wohlfahrtspflege in Hessen und Hessen-Nassau geschaffen. 1927 im Ehrenausschuß der Wohlfahrts-Lotterie der „Arbeitsgemeinschaft zur Bekämpfung der Tuberkulose unter den Juden“. Mitglied der Frankfurt-Loge. 1938 vor dem 9. Nov., unter dem Vorwand an Paß-Schwindeleien beteiligt zu sein, verhaftet und im KZ Buchenwald interniert, Anf. 1939 Emigration in die Niederlande, wo er an den Folgen der Haft starb.

Aus: *Das Biographische Handbuch der Rabbiner. Teil 2: Die Rabbiner im Deutschen Reich, 1871–1945.* Hrsg. von Michael Brocke und Julius Carlebach. Bearb. von Katrin Nele Jansen. K·G·Saur, München 2009

Buchgestöber

Grigat, Stephan (Hg.): *Iran Israel Deutschland. Antisemitismus, Außenhandel und Atomprogramm*. Berlin: Hentrich & Hentrich 2017, 252 S. ISBN 978-3-95565-220-3. 24,90 Euro.

Der Antisemitismus des iranischen Regimes bleibt in der deutschen Debatte unterbelichtet – 13 Analysen fragen danach, welche Rolle die antisemitische Ideologie für die Außenpolitik der Ajatollahs und Revolutionswächter spielt, was sie für die Bedrohung Israels bedeutet und inwiefern Antisemitismus die deutsche Iranpolitik beeinflusst. Die Beiträge sind untergliedert in „Iran und Islam“ (3); „Antisemitismus und Israel“ (4); „Atomdeal und Außenpolitik“ (5).

Ilit Ferber, Paula Schwebel (Hg.), *Lament in Jewish Thought. Philosophical, Theological and Literary Perspectives*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2014. 354 Seiten. ISBN 978-3-11-033382-4.

Anspruchsvoller Sammelband über „Klage“, Ergebnisse eines Antwerpener Symposions, der sich nicht lang bei biblischer und nachbiblischer Klage oder gar bei Klageriten und -praxis aufhält, sondern sich vorrangig auf Benjamin und Scholem konzentriert. Scholems jugendliche Überlegungen und Übersetzungen biblischer Klagen werden hier ins Englische übertragen und ausgiebig, bis in Preziosität hinein kommentiert. Die englische Übersetzung der deutschen Übersetzung Scholems der Zionide „Sha'ali srufa ba'esh“ des R. Meir ben Baruch von Rothenburg: „Frage, im Feuer Verbrannte“ stolpert über den „Fels“ der letzten Zeilen: „Erhoben ist mein Herz, wenn der Fels dir leuchtet und deiner Dunkelheit erglänzt: so strahlen deine Finsternisse.“ Dass der „Fels“ ein Beiname Gottes ist, scheint unbekannt - englisch wird er zu „cliff“. Insgesamt bilden die 25 Beiträge eine sehr respektable, wenn auch einseitige Leistung. Für Spezialisten.

Galili Shahar, Ilit Ferber (Hg.) *Lamentations. Poetry and Thought in Gershom Scholem's World*. (hebr.: HaQinot. Shira, hagut ve-tuga b'olamo shel G. Sh.). Jerusalem: Carmel 2016. 174 S. 79,- NIS. ISBN 978-965-540-587-3. Dieser ästhetisch befriedigende Sammler bietet dem deutschen Leser (außer drei hebräischen Essays) alle Übersetzungen des jungen Scholem in ihrem deutschen Original den hebräischen Quellen exakt gegenüberstehend, und ist damit sehr empfehlenswert. Scholem übersetzte die biblischen „Klagelieder“ ganz, die auch heute noch in Bibeln hinter dem Buch Jeremia plaziert sind, auch wenn sie nicht von ihm stammen, so bleiben sie doch die „Lamentationes Jeremiae Propheta“. Hinzu kommen die Klage Hiobs (Kap. 3), die Klage über die letzten Fürsten Israels: Ezechiel 19. Nachbiblisch das bekannte mittelalterliche Klagelied des Maharam Rothenburg über die Verbrennung des Talmuds, Paris 1242: „Frage, im Feuer Verbrannte, nach der Trauernden Wohl“. Kalonymos hat übrigens 2001, Heft 4, S. 12 eine weitere mittelalterliche Qina in Scholems Übersetzung

(Fassung 2) veröffentlicht, die in diesem Band leider nicht enthalten ist: (Amarti, sh'u minni) „Ich spreche: Schauet fort von mir, ich will bitter weinen ...“ Verfasst hat sie Kalonymos ben Jehuda aus Mainz.

Gerold Necker, Elke Morlok, Matthias Morgenstern (Hg.), *Gershom Scholem in Deutschland. Zwischen Seelenverwandtschaft und Sprachlosigkeit*. Tübingen: Mohr Siebeck 2014. 203 S. Kart. ISBN 978-3-16-153262-7

Einleitend: Scholems ambivalente Beziehung zu Deutschland – Lebens- und Bildungsstationen (4 Beiträge: Weg zur Kabbala; die Bibliothek; Hölderlin) – Im Austausch (Freundschaft mit Benjamin; H. Arendt; Korrespondenz mit Otto Michel) – Zur Kabbala in Deutschland (3 Beiträge) – Epilog: Erinnerungen an ein Gespräch mit G. und Fania Scholem in Jerusalem. Ein rundum beeindruckender Band, der allen Interessierten uneingeschränkt empfohlen sei.

Mitteilungen

Unsere Beiträge zur deutsch-jüdischen Geschichte *Kalonymos* erscheinen von Beginn an, seit 1998, auch online (kostenlos und Open Access). Die einzelnen Ausgaben sind bequem über die Institutswebseite erreichbar. Wir haben einen neuen Service eingerichtet, mit dem unsere Leserinnen und Leser *Kalonymos online* ab sofort auch *abonnieren* können. Kein Heft mehr verpassen – von nun an erreicht Sie die **Kalonymos-PDF-Datei per E-Mail-Newsletter** – direkt nach Erscheinen, schnell und komfortabel. (Details auf www.steinheim-institut.de/abo und auch via nebenstehendem QR-Code.) *red*



Am 26./ 27. November 2017 findet in Berlin unsere **Tagung zur Geschichte der Zentralwohlfahrtsstelle** statt (in Kooperation mit der ZWST und dem Arbeitskreis jüdische Wohlfahrt). Thematisiert werden u.a. die Vor- und Gründungsgeschichte der Zentralwohlfahrtsstelle, führende Persönlichkeiten wie Bertha Pappenheim oder Leo Baeck, die Position der ZWST im Spektrum der Freien Wohlfahrtspflege, NS-Zeit und Emigration, Überlebende in DP-Lagern, Heilpädagogik, Integration von Einwanderern und nicht zuletzt die aktuellen Aufgaben und Herausforderungen der ZWST. Details zum Programm und zur Teilnahme finden Sie auf der Homepage des Steinheim-Instituts. Ein Band mit den Konferenzbeiträgen wird zum Zeitpunkt der Tagung erhältlich sein. *red*

Ist nicht auch Oppenheim SchUM? SchOum!

Auch wenn die mittelalterliche jüdische Gemeinde von Oppenheim am Rhein nicht (noch nicht?) von den rheinland-pfälzischen Weltkulturerbe-Bestrebungen erfasst worden ist, so wünschen wir dennoch, dass das jüdische Mittelalter Oppenheims ebenfalls intensiv erforscht wird. Oppenheim, zwischen Mainz und Worms gelegen, ist selbstverständlich eine Stadt „in SchUM“ und gehört zum „Erbe der SchUM-Städte“, das auch Unesco-Erbe werden möchte.

Gewiss ist die Gemeinde später entstanden als Mainz, Worms und Speyer, wahrscheinlich erst anfangs des 13. Jahrhunderts, als Oppenheim zur Freien Reichsstadt wurde und die Staufer die Burg Landskron ausbauten, deren Burgmannen nicht zum geringen Teil von Oppenheims Juden finanziert werden mussten. Oppenheim bildete den nördlichsten Zipfel der Diözese Worms, aber mit dem Wachsen der nördlichen Neustadt und der Erbauung der mächtigen Katharinenkirche wurde die Mainzer Diözese stärker und die Grenze zwischen beiden mitten durch die Stadt gezogen. Die jüdische Gemeinde blieb immer in der alten Siedlung der Südstadt und somit auch stärker der Wormser jüdischen Gemeinde verbunden. Der im Pogrom vom Juli 1349 an der Spitze der Gemeinde ermordete Rabbiner R. Joel haKohen entstammte einer bekannten Wormser Vorsteher- und Stifterfamilie, der wir jetzt über mehrere Jahrhunderte nachgehen können; er war einer der letzten Schüler des Maharam Rothenburg, R. Meir ben Baruch, begraben 1307 in Worms.

Steht eine der mittelalterlichen Synagogen, mehrfach umgebaut, nicht heute noch als die „Rathofkapelle“ in der „Südstadt“?! Dorothea Held, Prof. Heribert Hamann (FH Mainz) und Dr. Ing. Simon Paulus haben starke Argumente für deren Einschätzung als einstige Synagoge gefunden. Es bedarf allerdings genauerer Bauforschung, um die These zu stärken oder sie zurückzuweisen. Dr. Paulus (Univ. Stuttgart) weist in seinen Vorträgen stets auf dieses Bauwerk hin. Es sei sehr bedauerlich, sagt er, dass die SchUM-Welterbe-Initiative den Aspekt der kleineren, aber bedeutenden Gemeinde in der Peripherie der großen bisher überhaupt nicht bedacht habe. Wir sind aber zuversichtlich, dass das Thema im Fokus bleibt, zumal Michael Brocke derzeit dabei ist, eine bedeutende Oppenheimer Synagogen-Weihe-Inschrift von Anfang des 14. Jhdts., die als Fragment erhalten ist, neu zu edieren, da sich die bisherige Edition (1965) als fehlerhaft erweist. Oppenheims mittelalterliche Judaica haben Potenzial, sie verdienen weit mehr Aufmerksamkeit. *red*

